

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Luise Rinser
Dem Tode geweiht?
Lepra ist heilbar!

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALT

	Seite
Das Lied eines Leprösen	7
Erzählung des Leprösen Raffael	9
Geschichte dieser Reise	15
Watublapi und die indonesischen Probleme	25
Im Jeep durch Sümpfe und Bergflüsse	47
Auf der Lepra-Insel	59
Krankengeschichte I	79
Krankengeschichte II	83
Tagesabläufe im Leprosarium	85
Isabella und Gisela oder: Wie wird man Leprapflegerin	117
Krankengeschichte III	145
Was ist denn Lepra eigentlich?	151
Und wer bezahlt das alles?	199

Geschichte dieser Reise

Wer heute sagt, er reise nach Indonesien, der meint Java oder Bali, und er meint exotische Ferien oder Handelsgeschäfte oder diplomatische Aufgaben. Wer aber reist nach anderen Inseln, etwa nach Flores oder gar nach Lembata? Und was täte man auch dort?

Man muß einen ganz besonderen Grund und Anlaß haben, dies zu tun. Ich hatte einen Grund, der mich schon lange bedrängte, und ich hatte einen Anlaß, der mich plötzlich, von einer Minute zur andern, auf diese Reise festlegte.

Solange sie in weiter unbestimmter Ferne lag, schien sie mir verlockend. Als sie, Hals über Kopf beschlossen, unmittelbar bevorstand, hätte ich sie gerne abgesagt. Es ging nicht mehr, ich hatte mich menschlich und vertraglich gebunden, leichtsinnig, wie ich zu meinen begann. In welches Abenteuer ich mich einließ, ahnte ich nicht, und das war gut, denn andernfalls hätte ich die Reise nicht gemacht, ich hätte mir die Kraft nicht zugetraut. Jetzt bin ich froh, das Wagnis auf mich genommen zu haben.

Der Grund zur Reise: vor sechs Jahren schrieb mir eine Leserin aus Indonesien, eine Deutsche, ausgebildete Leprapflegerin in Levoleba. Ihr Brief war zwei Monate unterwegs gewesen. Ich antwortete ihr und bat, weniger

aus wirklichem Interesse, mehr aus Höflichkeit, um einige Auskünfte: wie lebt man denn in Levoleba, als Leprapflegerin, gibt es denn viele Leprakranke. So begann ein Briefwechsel, ein spärlicher, aber von beiden Seiten beharrlich weitergeführter. Viele sachliche Informationen bekam ich nicht, denn diese Deutsche, Gisela Borowka, war nicht sehr mitteilksam, sie hielt offenbar das, was sie erlebte, für nicht interessant genug, um es mir zu berichten. Einen ihrer Briefe setzte ich aber als letzte Eintragung in mein Tagebuch „Baustelle“, schrieb aber eine falsche Angabe dazu: „Ein Brief von G. B., die seit zehn Jahren auf Java (Levoleba) die leprakranken Kinder pflegt.“ Levoleba liegt nicht auf Java, es liegt auf Lembata, einer sehr kleinen Insel im Südosten Indonesiens, sehr weit weg, und Gisela pflegt nicht nur leprakranke Kinder, sondern auch Erwachsene, und sie leitet mit Isabella, einer Eingeborenen, zusammen das Leprosarium in dem Ort Levoleba.

Einige Sätze aus ihrem damaligen Brief:

Bei uns hat die Regenzeit begonnen, man trifft niemand mehr daheim an, da alle auf den Feldern sind, Mais und Reis wird gesät und die Leute warten schon so auf die ersten jungen Maiskolben. Überall herrscht Hunger. Viele Menschen sind krank vor Erschöpfung. Doch nun gibt es wieder neue Hoffnung . . . Auch unsere Leprösen sind dabei, zu säen und zu pflanzen . . . Für mich sind diese Menschen einfach so wie alle andern auch. Ich hab' sie gern . . . Wenn ich manchmal lese, wie in den Kirchen und anderswo um Kleinigkeiten gestritten wird, denke ich mir, die Menschen haben doch keine Sorgen um all die Not und das Leid in der Welt.

Ich setzte diesen Brief an den Schluß meines Tagebuchs in der Absicht, dessen übrigen Inhalt damit zu relativieren und unsere westlichen intellektuellen Sorgen ein wenig zu ironisieren. Hatte ich auf rund dreihundertfünfzig Seiten von den politischen, philosophisch-theologischen, kirchlichen Problemen geschrieben, so sollte Giselas Brief zuletzt sagen: die wahren Probleme sind ganz einfach und ganz konkret, es geht um den Hunger in der Welt, um die Krankheiten, ums nackte Überleben.

Ganz so hatte es Gisela nicht gemeint, das weiß ich jetzt erst, aber damals glaubte ich, ihren Brief so verstehen zu sollen.

Eines Tages schrieb mir Gisela, sie haben nun ein Steinhaus gebaut für das Pflegepersonal, und darin sind auch zwei Gästezimmer, und es wäre eine große Freude für sie und die Kranken, wenn ich zu Besuch käme. Ich schrieb zurück, daß ich das gerne tun würde, und sie soll mir sagen, wann die beste Zeit für Indonesien sei, klimatisch, meinte ich. Sie schrieb: Im April, da ist die Regenzeit vorüber und die Hitze noch nicht groß und sie erwarte mich also in diesem Jahr. Später sagte mir Gisela, sie habe nicht zu denken gewagt, daß ich ihre Einladung ernst nähme. Ich legte den Brief beiseite. Unmöglich, dieses Jahr zu reisen, vielleicht ein anderes Mal.

Einige Zeit darauf war ich in München und der Verleger Rolf Schulz fragte mich, was ich ihm als nächste Arbeit anzubieten habe. Nichts, sagte ich, denn ich möchte nicht mehr soviel arbeiten, ich will reisen.

Wohin denn?

Ich hörte mich selbst sagen: Nach Indonesien.

Und warum gerade dahin?

Wiederum hörte ich mich etwas antworten, als sagte nicht ich selbst es: Ich gehe auf eine Leprastation.

Was? Aber da geht man doch nicht hin, da steckt man sich an, was fällt Ihnen ein! Aber was ist denn eigentlich Lepra? Wodurch wird sie erregt, ist sie erblich, kann man sie heilen, wie schützt man sich dagegen, wie leben Leprakranke. . . Er stellte spontan einen Katalog von Fragen auf und wir merkten beide, daß wir keine Antworten wußten.

Ja dann, sagte Rolf Schulz, dann fahren Sie hin und schreiben ein Buch darüber, ich zahle die Reise, das Reisebüro stellt die Flüge zusammen und besorgt die Hotelzimmer, also, der Vertrag ist gemacht?

Und ich sagte: Ja. Wieder hatte ich das Gefühl, nicht ich sagte das, sondern jemand anderer über meinen Kopf hinweg.

Das also war der Anlaß zu dieser Reise.

Ich schrieb sofort an Gisela, ich käme wirklich, ich wolle Ende März abreisen. Ich schrieb ihr das, um mich auch menschlich, sozusagen moralisch, zu binden. Und dann rollten die Vorbereitungen ab. Da Rolf Schulz das Buch bebildern wollte und ich nicht fotografiere und auch nicht so gern allein reiste, sollte mein ältester Sohn, Christoph, mitfliegen.

Wir ließen uns, wie vorgeschrieben, impfen: gegen die Pocken, die Cholera, den Typhus und Paratyphus und wir nahmen vorbeugend schon vierzehn Tage zuvor das Mittel gegen die Malaria, obgleich man uns gesagt hatte, es gebe auf Java keine Malaria. Aber wir gingen nicht nur

auf die Insel Java, und wer weiß, ob es dort, wohin wir gingen, nicht doch Malaria gab. (Wir taten gut, so zu denken, denn wir kamen geradezu in ein Malariagebiet: das Küstenland von Flores.) Eine Schutzimpfung gegen die Lepra aber gab uns niemand, denn, so sagte man uns, die gebe es überhaupt nicht. (Auch das stimmt nicht ganz.)

Zufällig erfuhr ich, daß eben ein deutscher Missionar aus Indonesien in Hamburg sei. Ich bekam seine Adresse und rief ihn an. Wo ist denn dieses Levoleba, wie kommen wir hin?

Er sagte: Sie fliegen zuerst nach Jakarta, dann nach Bali, dann nach Maumere, oder Sie fliegen nach Jakarta und dann nach Surabaja, und von dort nach Kupang, und dann mit dem Schiff nach Lembata, das ist die Insel, auf der Levoleba liegt, oder Sie gehen von Maumere nach Larantuka und von dort mit dem Schiff nach Lembata.

Das hörte sich sehr kompliziert an, genau so kompliziert, wie es war.

Im Reisebüro sagte man mir, es sei nicht so schwierig. Wir sollten, um uns zu akklimatisieren und den Flug nicht auf einmal zu machen (runde zwanzig Stunden), erst nach Delhi fliegen und von Indien aus über Bangkok nach Java und zwar nach Jakarta, und von dort nach Bali. Die Reservierungen bis Bali zu bekommen war leicht. Aber zu erfahren, wann wir von Bali aus nach Maumere weiterfliegen könnten, erwies sich als unmöglich: weder Bali noch Maumere antwortete. Später lachten wir über die Vorstellung, daß man in Bali wissen konnte, wann genau ein Flugzeug nach Maumere gehe, und noch komischer erschien uns dann die Erwartung, Maumere müsse per

Telex antworten. Nun, der Flug blieb also von Bali aus offen, es würde schon alles gut gehen.

Christoph kam von Köln über Frankfurt nach Rom, ich stieg in Rom zu, wir waren beide freudig erregt, doch standen wir uns bald, daß wir lieber daheim blieben. Zu spät — wir flogen.

Auf dem Weg über Delhi und Bangkok kamen wir in Jakarta an und flogen nach Bali weiter.

Erst in Bali begann das Abenteuer. Niemand dort wußte, wann je ein Flugzeug nach Maumere gehe, das auf der Insel Flores liegt, fünf Flugstunden entfernt. Irgendwann würde es schon ankommen und irgendwann auch abfliegen.

Wir hatten Glück: schon am übernächsten Tag hörten wir, das Flugzeug sei da und fliege in einigen Stunden ab.

Es war ein kleines Flugzeug, fast leer. Als wir wenigen Fluggäste bereits startbereit saßen, mußten wir wieder aussteigen, irgendetwas war kaputt. Wie lang wird es dauern?

Jetzt wissen wir: nur ein Europäer oder Nordamerikaner kann hier so eine Frage stellen. Er wird immer hören: bald.

Einige Zeit stand das Flugzeug verlassen auf der Piste und es schien, daß es auch weiterhin so stehen bleiben würde. Plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, waren einige Arbeiter und Techniker da und taten in stillem Eifer dies und das, und plötzlich schien es einem einzufallen, man könne den Propeller mit der Hand anwerfen, jedenfalls sah es so aus, was da geschah. Und der Propeller drehte sich. Einsteigen!

Die Indonesen, das erfahren wir in den nächsten Wochen, machen mit rätselhaften, sinnlos erscheinenden Hantierungen und mit einer beneidenswerten Langmut das unmöglich Scheinende möglich.

Wir flogen niedrig. Ein wunderbarer Flug über die leuchtend blaue Südsee und über einige hundert der 13 000 Inseln, aus denen Indonesien besteht. Inseln mit rauchenden Vulkanen und Inseln mit erloschenen, bewaldete bergige Inseln und steppenartig kahle, und reich bebaute auch, flache Inselchen, die kaum über die Meeresoberfläche ragen und andere, die unter Wasser sind und nur an der hell smaragdgrünen Färbung des Wassers zu erraten sind, auch viele Atolle, Koralleninseln, die wie grüne Reifen daliegen, wir sehen auch viele Bohrtürme im Meer, Indonesien hat viel Erdöl, es wird immer mehr haben, es wird sehr reich werden, die große Konkurrenz der Araber. Genau gesagt, wird erst einmal Java reich werden. Ob der Reichtum je auf all diese Inseln gelangt, ist nicht zu ahnen. Wie arm sie sind, werden wir bald sehen.

Wir fliegen und fliegen, wie lang, das ist schon nicht mehr wichtig, Asien beginnt schon uns anzustecken. Auch meine Armbanduhr bleibt stehen, sie findet es hier unnötig zu funktionieren, sie bleibt stehen, solange ich in Indonesien bin.

Schließlich ist von Landung die Rede. Christoph sagt zum Spaß: Mir scheint, der Pilot findet die Piste nicht, er sucht so herum.

Beinahe war es so: die Piste, die einmal, zur Zeit der holländischen Kolonialherren, ein richtiges Rollfeld war,

ist jetzt eine steppenartige Wiese. Der Pilot findet schließlich einen geeigneten Platz zum Aufsetzen, alles geht gut. Aber dann stehen wir da und wissen nicht weiter. Niemand kann Englisch oder sonst eine brauchbare Sprache, und wir hatten in der Eile der Reisevorbereitungen keine Zeit gehabt, um ein wenig Indonesisch zu lernen, und es wäre so leicht!

Wir waren entmutigt, es war heiß, feuchtheiß, anders als in Nordindien, wir waren in den Tropen, wir hatten den Äquator längst überflogen zwischen Bangkok und Java, wir waren bei den Antipoden und bei einem uns sehr fremden Volk, wie es uns schien. Aber bei diesem Volk ist immer alles möglich, und so stand auf einmal ein Mann da, der drei Worte Englisch konnte und begriff, daß wir zu einer Missionsstation wollten. Aber die lag weit weg. Kein Problem: es fand sich ein Jeep ein, von irgendwo her, und wir wurden in den Ort Maumere gebracht, zur Missionsstation der Steyler Schwestern, die dort eine große Schule haben. Die Oberin, einst eine sehr schöne Frau, man kann es erraten, ist von der Hitze und der Malaria ausgegert, sie ist Österreicherin, und wir erhoffen von ihr Unterkunft für die Nacht. Aber sie findet, in einem Mädchen-Internat könne der junge Mann, der mein Sohn ist, nicht nächtigen. Höflich-bestimmt schiebt sie uns ab. Es gebe da oben eine Missionsstation, die viel bequemer und gesünder sei. Sie besorgt uns einen Jeep und wir finden uns wieder auf der heißen Straße, mitten im malaria-trächtigen Küstengebiet. Aber der Weg führt bald aufwärts. Er scheint uns sehr schlecht. Er ist eine Staatsstraße im Vergleich zu dem, den wir am über-

nächsten Tag zurücklegen werden, um quer über die Insel Flores nach Larantuka zu kommen, dem kleinen Hafenort, von dem aus wir per Schiff nach der Insel Lembata und zum Leprosarium Levoleba fahren sollen.

Von Rom oder Frankfurt nach Java und Bali zu kommen, das ist ein Kinderspiel, ein langes zwar, aber ein leichtes. Die relativ kurze Strecke zwischen Bali und Lembata zurückzulegen, das braucht Zeit, viel Zeit, niemand kann vorher wissen, wieviel. Wir brauchten vier Tage, das war schier eine Rekordzeit. Wenn Gisela oder wenn einer der Ordensleute aus den Missionsstationen der Inseln nach Europa heimfahren will, so muß er damit rechnen, daß er zwar, wenn er einen Flugplatz bekommt, von Jakarta in rund zwanzig Stunden dort ist, aber er muß auch damit rechnen, daß er vierzehn Tage braucht, bis er von seiner Insel nach Jakarta kommt. Wir brauchten auf dem Rückweg von Lembata nach Rom insgesamt an reiner Fahr- und Flugzeit 44 Stunden. So weit ist man dort aus der Welt, die wir für die Welt halten, weil es die uns gewohnte ist. Wieviel Welt wir dort fanden, davon wird die Rede sein.

Watublapi und die indonesischen Probleme

Wenn ich nun meinem Bericht ein langes Kapitel einfüge, in dem fast nicht von der Lepra geredet wird, so hat das seinen Grund: auf Watublapi bekommen wir den ersten Anschauungsunterricht von der sozialen Lage Indonesiens außerhalb Javas. Diese allgemeine Situation erklärt vieles, was uns im Lauf der nächsten Wochen als ungelöste Probleme der Lepra-Fürsorge vor Augen kommt. Auf Watublapi sehen wir, inwiefern Indonesien ein Land der Dritten Welt ist, welche Schwierigkeiten es hat und welche Lösungen möglich und notwendig sind. Wir lernen, kurz gesagt, wie hier Entwicklungshilfe geleistet werden muß, welche Erfolge sie haben kann, welche Fehler man machen kann, welche Fehler auf unserer Lepra-Insel Lembata gemacht werden und wie sie im Positiven und Negativen mit der allgemeinen Entwicklungshilfe zusammenhängen.

Die Entwicklungshilfe des Flores-Timor-Planes (nach den beiden größten Inseln des Distrikts benannt) ist kirchlicher Herkunft, die Gelder kommen zum größten Teil vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit, zum andern Teil von Misereor, zum kleineren Teil kommen sie aus privater Hand, zum Teil aus der „Holländischen Fasten-Aktion“.